

ahnung vom Untergang des klassischen Bürgertums im 19. Jahrhundert erkennen (was, so heißt es, dem berühmten Theatermann Giorgio Strehler einst ganz wunderbar gelang). Und man kann daraus, wie es Einar Schleef nun sehr eigensinnig im erklärenden Vorwort des „Wilden Sommer“-Programmabuchs tut, einen Kampf der Männer um die Vorherrschaft über die privaten Geldsäcke und über die politischen Weltläufe herausinterpretieren.

Erschütternd langwieriges Beweisführungs- und Deklamationstheater ist der „Wilde Sommer“ über weite Strecken nicht wegen Schleefs Meinung über das Stück und seine Helden – sondern allein wegen seiner Weigerung, eine Handlung und darin verwickelte Menschen auf die Bühne zu stellen. Mit dem Schleef-typischen Bekennerstolz heißt es im Erklärtext, statt einer Handlung gelte es allein „Blicke in eine sich zerfleischende Welt“ zu bieten, die von „Vermassung“ geprägt sei.

Auf ganz unterschiedliche Weise haben Schleef, Frank Castorf und Christoph Marthaler, die drei prägenden Theatermacher der neunziger Jahre, die modisch-postmoderne Botschaft von der „Auflösung des Subjekts“ zum Thema ihrer Inszenierungen gemacht. Doch mag der Einzelmensch noch so sehr von sozialen „Einschreibungen“ und allerlei Fremdbestimmung geprägt sein: Das angeblich unwiederbringlich verschwundene und in tausend Scherben „fragmentierte“ Subjekt erwies sich als erstaunlich zählebig – und feierte in der Literatur, im Kino und auf der Bühne eine vielbestaunte Wiederkehr.

So nimmt Castorf in seinen jüngsten Arbeiten, vor allem in seiner Version von Sartres „Schmutzigen Händen“, das mit sich selbst hadernde Individuum plötzlich wieder ernst. Marthaler hat sich nicht erst mit „Kasimir und Karoline“ als kaum mehr verschämter Pointillist höchst subjektiver privater Dramen erwiesen. Und auch Einar Schleef, das ist die erstaunliche Erkenntnis seines „Wilden Sommers“, gelingen nur da wirklich große Momente, wo er dem Subjekt Schleef freie Bahn verschafft.

In Wahrheit nämlich erweist sich Schleef in seiner scheinbar so konzeptstüchtigen Goldoni-Version als Dealer zweier Herren. Wo er vom Cash-flow auf freien Märkten und der frei flottierenden Sexualität doziert, ist er ein ermüdender Prediger. Wo er die Einsamkeit des untröstlichen einzelnen schildert (die zugleich die Verlassenheit des Einzelkämpfers Schleef ist), irrlichtert die allerschönste Poesie.

„Ich beruhigte mich“, sagt der Schleef-Interpret Martin Schwab, denn: „Du verlierst dich, wenn du jemand liebst.“ Das ist der Trost des Vereinzelteten – er darf bei sich bleiben. Das Subjekt mag eine weiche Währung sein; von denen, die auf dem Theater angenommen werden, ist es bis heute die allerhärteste. WOLFGANG HÖBEL

NACHRUH

Sebastian Haffner

1907 bis 1999

Er war der Meister der kurzen, zielgerichteten historischen Erzählung und gehörte in den siebziger Jahren zu den einflussreichsten Kolumnisten in Deutschland. Er war aber auch ein Anachronismus, ein Herr, der im dreiteiligen Anzug neben den 68er Studenten, mit denen er unter dem Einfluss seiner Tochter stark sympathisierte, wie ein Irrläufer aus den zwanziger Jahren wirkte. Er dozierte mit hoher gepreßter Stimme – und man lauschte ihm in den frühen Tagen des Fernsehens, weil er etwas zu sagen hatte.

Hitler war sein Lebensthema. Er habe nie ohne Widerwillen über ihn geschrieben, sagte er in einem Interview. Mit Schwung und Sympathie hingegen widmete er sich Churchill, über den er eine hinreißende Biographie schrieb. England hatte ihm und seiner jüdischen Frau ja auch Asyl gewährt, damals 1938.

Sebastian Haffner, geboren 1907 in Berlin, hieß eigentlich Raimund Pretzel. Er war Kind im Kaiserreich, Student in der Weimarer Republik und hellstichtig genug, zu ahnen, was Hitler für Deutschland und die Welt bedeutete. Der gelernte Jurist wollte nicht als Richter in den Dienst dieses Staates treten, sondern verlegte sich darauf, seinen Lebensunterhalt mit harmlosen Beiträgen in der „Berliner Illustrierten“, der „Neuen Modewelt“ oder der „Vossischen Zeitung“ („Das Leben der Fußgänger“) zu verdienen.

Als die Nazis seine Freundin und spätere Ehefrau Erika Hirsch als Volljüdin einstufen, ging das Paar nach London. Pretzel schlug sich als Redakteur eines deutschsprachigen Emigrantenblattes durch. Um seine Familie in Deutschland zu schützen, gab er sich das Pseudonym Sebastian Haffner – Haffner nach der berühmten Haffner-Symphonie von Mozart, Sebastian in Verehrung für Bach.

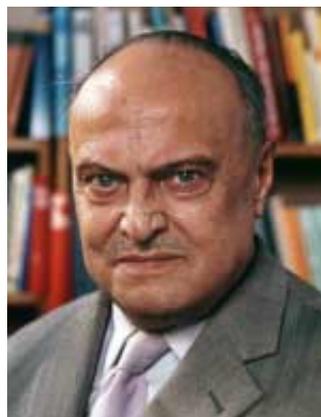
Das Pseudonym prangte 1940 auf einem Buch, in dem Haffner den Briten die Deutschen und Hitler erklärte:

„Germany: Jekyll & Hyde“. In der Parabel von der gespaltenen Persönlichkeit deutete der 32jährige Emigrant Hitler als den Typ des Selbstmörders. Der Verleger David Astor las das Werk und stellte dessen Autor bei seinem „Observer“ ein. Ins Deutsche wurde das Büchlein erst 1996 rückübersetzt. Da schon erlebte Haffner, längst krank und an seine Berliner Wohnung gebunden, eine kleine Renaissance.

Aus der Emigration war er 1954 zurückgekehrt, „ein Deutscher mit britischem Paß“, wie er gern festhielt. Von da an deutete er in Zeitungskolumnen, Dokumentarfilmen und Büchern das 20. Jahrhundert; sein zweites großes Thema war Preußen. Den Gegenständen seiner Betrachtungen näherte er sich mit einfachen Fragen und kam zuverlässig zu anderen Urteilen als die akademische Forschung. Verdienten Ruhm ernteten vor allem seine „Anmerkungen zu Hitler“.

Dabei blieb sich Haffner glücklicherweise keineswegs treu. Er war ein Kalter Krieger, der noch 1961 die Atombombe für Deutschland forderte. Sein Eintreten für den SPIEGEL und die Pressefreiheit in der SPIEGEL-Affäre 1962 entfremdete ihn der Springer-Presse. Haffner ging von der „Welt“ zum „Stern“, eine Liaison, von der beide Teile profitierten. Nebenbei hatte er in „Konkret“ jahrelang eine eigene Buchkolumne. In seinem vorletzten Buch „Von Bismarck zu Hitler“ schrieb Haffner 1987 ebenso apodiktisch wie schnörkellos: Eine Wiedervereinigung sei „nicht vorstellbar, nicht einmal theoretisch“. Den Irrtum gestand er schnörkellos ein: „Meine größte Blamage.“

Nach dem Tod seiner zweiten Frau 1995 verzichtete Haffner aufs Fernsehen. Er empfing nur noch wenige Besucher, plagte sich mit dem düsteren Gedanken, ob er „nicht eher umsonst gelebt“ habe. Hat er bestimmt nicht, sagen seine notorischen Leser.



ULSTEIN BILDDIENST